

M. Blecher

Beleuchtete Höhle

Bibliothek Suhrkamp

SV

Band 1434 der Bibliothek Suhrkamp

»Es ist dies ein Buch, von dem man sich nach der Lektüre nicht vorstellen kann, es jemals nicht gekannt zu haben« stand in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* über M. Blechers Sanatoriumsroman *Die vernarbten Herzen* zu lesen. Blechers letztes Werk, *Beleuchtete Höhle*, knüpft an diesen Roman an und schreibt ihn fort. Unverhüllt autobiographisch und mit einer atemberaubenden Klarheit erzählt der noch nicht 30jährige Autor, wie ihm, dem hoffnungslos Erkrankten, in Augenblicken größten Leidens die Zusammenhänge des Lebens, die geheimnisvollen Übergänge zwischen Realität, Traum und Schreiben einsichtig werden. Ernest Wichners umfangreicher Essay gibt erstmals Einblick in die bisher nur bruchstückhaft bekannte Biographie des Autors, der heute, 50 Jahre nach seinem Tod, weltweit entdeckt wird.

M. Blecher, rumänischer Jude, wurde 1909 in Botosani im Nordosten Rumäniens geboren. Er erkrankte mit 19 Jahren an Knochentuberkulose und verbrachte fast sein weiteres Leben in Krankenhäusern und Sanatorien. 1934 erschien sein erster Gedichtband, 1936 sein Roman *Aus der unmittelbaren Unwirklichkeit* (BS 1367). 1937 folgte ein zweiter Roman, *Vernarbte Herzen* (BS 1399). Er starb 1938. Aus dem Nachlaß wurde ein Buch mit Aufzeichnungen und Skizzen, *Beleuchtete Höhle*, herausgegeben.

M. Blecher
Beleuchtete Höhle

Sanatoriumstagebuch

Aus dem Rumänischen
und mit einem Nachwort
von Ernest Wichner

Suhrkamp Verlag

Die Originalausgabe erschien 1971 unter dem Titel *Viziina luminata* ~
im Verlag Cartea Românească, Bukarest.

1. Auflage 2016

Erste Auflage 2008

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1974

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag: Willy Fleckhaus

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-24021-2

Beleuchtete Höhle

Alles, was ich schreibe, war einmal wirkliches Leben. Und doch, wenn ich an jeden einzelnen der vergangenen Augenblicke zurückdenke und versuche, ihn mir noch einmal vor Augen zu führen, ihn wiederherzustellen, das heißt, sein eigenes Licht und seine eigene Traurigkeit oder Freude wiederzufinden, so entsteht zuerst der Eindruck von der Vergänglichkeit des zerrinnenden Lebens und danach erst jener einer völligen Bedeutungslosigkeit, mit der diese Augenblicke sich zu dem zusammenfügen, was wir »die Existenz eines Menschen« nennen. Man könnte meinen, die im Gedächtnis gespeicherten Erinnerungen verblaßten genauso wie die in Schubladen aufbewahrten.

Worin besteht dann die Bedeutung des Augenblicks, solange er noch gegenwärtig ist? Versuchen wir also, wenn wir schon wissen, daß die Zeit seine Bedeutung komplett auslöschen wird, den Augenblick, dessen wir teilhaftig werden und der sich eben »ereignet«, intensiv zu leben. Nun ja, leben wir ihn intensiv ... Aber worin besteht seine Bedeutung? Welchen Sinn hat er?

Wenn ich nachmittags im Garten an der Sonne bin und die Augen schließe, wenn ich allein bin und die Lider schließe oder wenn ich mir mitten in einem Gespräch mit der Hand übers Gesicht streiche und die Lider schließe, finde ich stets jene ungewisse Dunkelheit wieder, die vertraute innere Höhle, die gleiche, lauwarmer, von unklaren Bildern und Flecken beleuchtete Grotte, die das Innere meines Körpers ist, der Inhalt der »Person«, die ich bin, »diesseits« der Haut.

Ich erinnere mich an einen beeindruckenden Nachmittag und an ein geringfügiges, beinahe banales Ereignis, das mich

veranlaßte, lange darüber nachzudenken, worin die Bedeutung eines einzelnen Augenblicks besteht. Die Bedeutung eines Augenblicks? Gestatten Sie, daß ich lache. Die Augenblicke unseres Lebens haben die Bedeutung der Asche, die man verstreut.

Im Patienten-Speisesaal des Sanatoriums von Berck, in das man mich eingewiesen hatte und wo die Kranken auf ihren Wagen im Liegen aßen – Krankenwärter schoben sie hinein und hinaus –, in diesem großen und ansonsten gewöhnlich wirkenden Saal löste jeder Neuankömmling eine gewisse Neugierde aus, die jedoch nichts als ein Reflex der ewig andauernden Stunden der Langeweile und Einsamkeit war, die man in den geschlossenen Räumen zugebracht hatte. Es war schier unmöglich, den von seiner Familie begleiteten Neuankömmling nicht mit größter Neugierde zu betrachten, nicht erraten zu wollen, welche Krankheit er hatte, wie schlecht es um ihn stand und insbesondere ob er ein neuer Freund sein könnte oder ein »Indifferenter«, der sich nicht am Sanatoriumsleben beteiligen würde, außer daß er im selben Speisesaal mit den anderen Kranken das Essen einnehmen oder draußen im Garten im Schatten derselben von Regen und Wetter entfärbten Markise auf seinem Wagen liegen würde.

Mithin erinnere ich mich noch sehr gut an jenen neu angekommenen, von seiner Familie umgebenen jungen Mann – eine alte Mutter in Trauerkleidung und zwei Schwestern mit sonnenverbrannten und von reichlicher Durchblutung beinahe blauen Gesichtern, die auf seltsame Weise mit der Blässe und Hinfälligkeit des Kranken kontrastierten. Hohlwangig, vertrocknet und gelb wie aus Wachs modelliert, war sein Kopf tief im Kissen versunken.

Mit meinem Tischnachbarn kommentierte ich den Zustand

des Kranken. Er mußte schwer leidend sein, und die Auskünfte, die uns ein anderer Freund lieferte, der auf dem Flur ein paar Gesprächsfetzen zwischen dem Direktor und der Krankenschwester aufgeschnappt hatte, bestätigten insgesamt unsere Vermutungen: Der Kranke hatte ein paar offene Fisteln, die ziemlich heftig und ohne Unterlaß näßten. Der würde sicher nicht mehr bis zum Ende des Sommers durchhalten. Nun betrachteten wir ihn mit noch größerer Neugierde und gesteigertem Interesse.

Ein merkwürdiges Gefühl von Egoismus, von Sicherheit und – ich weiß nicht recht – auch einer kleinen moralischen Perfidie, einen Kranken mit dem Wissen anzuschauen, daß er in einiger Zeit sterben wird, und er selbst ahnt noch nichts davon.

Es war ein paarmal vorgekommen, daß ich solch aussichtslose Fälle kennengelernt hatte, Menschen, die von vorneherein verurteilt waren.

In einem Sanatorium in der Schweiz gab es eine alte Deutsche, die von einem schrecklichen Bauchspeicheldrüsenkrebs zerfressen wurde, von dem sie nichts wußte (sie sagte immer, sie habe zuviel Magensäure, die ihr nach dem Essen zusetze), ein andermal war es ein junges Mädchen, das, ein paar Tage bevor es operiert wurde (was man ihm noch nicht gesagt hatte), eine Reise nach Südfrankreich plante; schließlich verschiedene weitere Fälle, wo die ihn umgebenden Menschen wußten, daß der Zustand eines Kranken sehr schlimm war, während er selber dies ignorierte und weiterhin in einer leichten Entrücktheit gedankenlos all seinen belanglosen und alltäglichen Beschäftigungen nachging.

Nun gut, in all diesen Fällen war es ein leichtes festzustellen, daß die Kranken ringsum, die auf dem laufenden waren, irgendeine hinterhältige und perverse Befriedigung daraus be-

zogen, daß sie »wußten«, während der verurteilte Leidende alles ignorierte, und dies verschaffte ihnen das Gefühl einer bequemen inneren Sicherheit, jenen Anflug eines kleinmütigen Vorteils, den man immer empfindet, wenn man von einem Unfall an einem Ort hört, an dem man sich selber auch hätte befinden können, was man sogar noch mit einem kleinen inneren Rülpsen versehen betont: »Wie gut, daß ich nicht dort war.«

Im Falle des Kranken heißt es, »gut, daß ich nicht an seiner Stelle bin, der Arme« – »der Arme« gibt der kleinen Perfidie zusätzliches Raffinement und dient zur Rettung der eigenen, inneren moralischen Persönlichkeit.

Mit großer Beklommenheit betrachtete ich diesen Neuankömmling mit seinem treuherzigen Blick und den weichen Gesten, seinen dünnen Armen und den langen feingliedrigen Fingern, in denen er ein Taschentuch hielt, um sich damit ab und zu den Schweiß von der nassen Stirn zu wischen. Auch heute habe ich ihn noch deutlich vor Augen, in seinem grauen Flanellhemd, das zu weit war für seine schwachen und dünnen Arme – sie sahen wie jene Stöckchen aus, die an Holzpuppen die Stelle der Finger einnehmen.

Und ich erinnere mich auch an das geheime Gefühl jener kleinlichen Sicherheit, die ich ebenso empfand wie alle anderen . . . Jene Mischung aus Mitleid und Genugtuung, mit der wir ihn im Speisesaal in Augenschein nahmen . . . Übrigens kam er nur ein paar Tage in den Speisesaal, dann verschwand er, und vielleicht hätte ich ihn ganz vergessen, wäre nicht etwas mit ihm geschehen, von dem ich hier erzählen will.

An einem jener Tage kündigte mir der Arzt an, daß er mich operieren müsse. Es handelte sich um einen ziemlich ernsthaften und schwierigen Eingriff, von dem ich an anderer Stelle sprechen werde. Damit man mich in den Tagen nach

der Operation besser pflegen und unter direkter und sorgfältiger Beobachtung halten konnte, mußte ich in eines der Erdgeschoßzimmer umziehen, die neben dem Operationssaal und den Behandlungsräumen lagen und den Schwerkranken sowie den frisch Operierten vorbehalten waren.

Es war ein düsterer und stiller Flur, ein »geheimer« Ort, abgetrennt vom restlichen Sanatoriumsgebäude; hier trugen sich die gewichtigen Dinge zu, vor allem weil auch die Sterbenden, wenn es mit ihnen zu Ende ging, dorthingebacht wurden, damit sie auf diese Weise der Neugierde der anderen Kranken, die von diesen traurigen Ereignissen hätten deprimiert werden können, entzogen waren.

In den Zimmern jenes Flurs vollzogen sich alle endgültigen und tragischen Akte des Sanatoriums, hier spielten sich sämtliche Dramen und Leiden ab, hier endete alles, das Gestöhne der Leidenden und das unterdrückte Weinen der Hinterbliebenen. Als ich täglich über den Flur mußte, um meinen Verband erneuern zu lassen, sah ich mitunter eine Frau in Trauerkleidung vor der einen oder anderen Tür; die Augen von Tränen gerötet, ein Taschentuch in leidensstarrer Geste an die Lippen gepreßt, während im Zimmer die Krankenschwestern und Pfleger sich um die Toilette des Gestorbenen kümmerten . . .

Anderntags verbreitete sich der leicht modrige Gestank der Schwefeldämpfe, und dann wußte ich, daß man in einem jener Zimmer die finale Desinfektion vornahm.

Es waren karg möblierte Zimmer ohne Teppiche und ohne Draperien, mit weißen Spitalbetten und großen Fenstern zum Hof hin.

Am Tage vor meiner Operation bezog auch ich solch ein Zimmer. Es war gegen Abend, zur Essenszeit. An jenem Tag wurde ich nicht zum Essen gebracht, ich durfte in Erwar-

tung der Operation nichts mehr essen. Ich war allein im Zimmer, alle meine Freunde waren beim Essen, und nicht einmal zum Lichtanzünden war eine Krankenschwester gekommen; also lag ich im Dunkeln, die Augen halb geschlossen, und wartete. Diese Dunkelheit und Stille ließen jedes Geräusch aus der Klinik rein und bedeutsam hervortreten. Mal hörte ich das Getrappel der Krankenschwestern und mal die schweren Schritte der Pfleger, die Kranke, deren Verband erneuert werden mußte, herbeibrachten und abholten (diejenigen, die aufwendig und mit einer gewissen Aufmerksamkeit verbunden werden mußten, wurden in die Klinik gebracht, einfachere Verbände wurden in den Zimmern gewechselt); und ab und zu erklang unheimlich, laut und ohrenbetäubend die elektrische Klingel der Klinik, um die Pfleger herbeizurufen, die sich zu lange im Inneren des Sanatoriums aufhielten. In den paar Tagen, die ich in meinem »Operationszimmer« zubrachte, habe ich das Hämmern der elektrischen Klingel mit seinem aus tiefster Stille irre und wie ein Donnerschlag herausschießenden Sirren – ein Lärmdolch in der Dunkelheit – so oft gehört und mit einer solchen Intensität gespürt, daß ich noch lange danach, da ich wieder in mein ursprüngliches Zimmer zurückgekehrt war, in tiefer Nacht erschrocken und schweißgebadet unter dem Eindruck eines schrecklichen Albtraums aufwachte, in dem stets unverändert dieses beängstigende Klingeln zu hören war, das mir anscheinend das unmittelbar bevorstehende Ende, den Augenblick der Exekution ankündigte. In der Stille also, die von diesem grausigen Klingeln unterbrochen werden konnte, lag ich in meinem Zimmer und versuchte in dem schwachen Licht, das eine Lampe vom Hof hereinwarf, die Möbel und die Gestalt des Raumes auszumachen, als ich plötzlich im Nachbarzimmer Schritte und unterschiedliches Flüstern ver-

nahm, was mir anzeigte, daß dort einige Personen eingetreten waren. Außerdem bemerkte ich im gleichen Moment, daß meine Nachbarn das Licht eingeschaltet hatten.

Dies konnte ich an den Lichtstrahlen erkennen, die durch die Ritze an der Oberkante der Verbindungstür zwischen den beiden Zimmern drangen, die unzureichend mit einer Garderobe zum Aufhängen der Kleider drapiert war. Jedes Geräusch von nebenan war gut und deutlich zu hören. Es war ein Kranker, der vom Verbandswechsel zurückgekehrt war. Ich hörte, wie die Pfleger ihn an seinem Ort installierten und danach den Raum verließen, dann setzte das leise Gespräch der im Zimmer Gebliebenen ein. Wahrscheinlich war es die Familie mit dem neuen Kranken. Der Kranke antwortete leise, zögerlich, der Atem seiner Worte klang keuchend, gebrechlich. Als nach ein paar Minuten eine Krankenschwester zu mir kam, um das Licht anzuzünden und die für die Nacht notwendigen Dinge vorzubereiten, fragte ich sie, wer nebenan sei, und erfuhr, daß es der von seiner Mutter und den beiden Schwestern begleitete Kranke war, den wir einige Tage zuvor im Speisesaal gesehen hatten.

– Es steht ganz schlecht um ihn, fügte sie hinzu. Aus seinen Fisteln rinnt es wie aus dem Wasserhahn, und seit ein paar Tagen sieht es so aus, als hätte er auch etwas an den Lungen.

Tatsächlich begann kurz darauf ein trockener und lange anhaltender Husten, den ein Rasseln aus den Tiefen der Luftröhre begleitete, als drohe jemand, der beim Trinken eine Flüssigkeit in die Luftröhre bekommen hatte, zu ersticken. Der Kranke hustete, röchelte und spuckte ständig aus. Man konnte seinen flachen, von Mal zu Mal schneller und hilflicher werdenden Atem hören, dann setzte eine kurze Beruhigungspause ein, und er bat um ein Glas Wasser.

Den ganzen Rest des Abends hörte ich verschiedene andere

Geräusche, der Kranke hatte noch einige schreckliche Hustenanfälle, dann schlief ich erschöpft ein und wachte erst im Morgengrauen wieder auf, plötzlich und wie von der geheimen Warnung geweckt, die in meinem Unterbewußten aufgetaucht war, um mir den Tag meiner Operation anzukündigen. In welch trübem und traurigem Licht sich dieses Aufwachen ereignete! Mein Herz klopfte heftig, ich war hungrig, erschöpft, deprimiert, und das Licht dieses Morgens schien mir das traurigste und bitterste meines ganzen Lebens zu sein. Ich sollte so gegen zehn Uhr vormittags operiert werden und war um fünf Uhr schon wach, zu einer Zeit, als die Klinik noch nicht einmal geöffnet war . . .

Die Einzelheiten der Operation überspringe ich, denn nicht davon wollte ich hier erzählen.

Nachdem ich aus dem Operationssaal zurückgebracht worden war, lag ich ein paar Stunden lang in vollkommener Bewußtlosigkeit da. Ich erinnere mich bloß, daß ich nicht litt und in einer unaussprechlichen Ohnmacht schwebte, die mir die Brust aushöhlte und mich daran hinderte, mich zu einem dichteren und realitätssicheren Gebilde zusammenzufinden. Zu guter Letzt aber war ich vollkommen wach. Dann begann ich, alle Schmerzen zu spüren, die bis dahin geschwiegen hatten und nun der Reihe nach erwachten, jeder Schmerz hatte seine eigene Schärfe und seine genau definierte Form, hier ein schwerer Druck, als würde etwas in einer Zange zusammengepreßt, dort ein unaufhörliches und tief eindringendes Stechen und in den Beinen, aufgrund des langen reglosen Liegens, ein intensives Brennen mit Tausenden juckenden Punkten, die unter der Haut ausschwärmten, als arbeiteten mehrere eifrige Nähmaschinen gleichzeitig daran, mir mit ihren Nadeln das Fleisch zu zerhacken. Doch am unerträglichsten war jener quälende Durst, der mir den

ganzen Rachen hatte austrocknen lassen. Im Mund, im Hals, ja scheinbar im ganzen Körper spürte ich die Trockenheit dieses Durstes, die mich mit einer geschmacklosen Asche von dürrer, lauwarmer Konsistenz anfüllte. Um Wasser aber bat ich vergeblich. In den ersten sechs Stunden durfte ich überhaupt nichts trinken, und dann war mir gerade mal ein Löffel voll erlaubt. Ich war zu geschwächt, als daß ich hätte insistieren, die Krankenschwester hätte anflehen können, und schließlich begriff ich, daß mir das Wasser – da ich nun mal mit Chloroform eingeschläfert worden war – erheblich schaden konnte und meine Qual verlängern würde. Ich beschloß zu warten, doch ein paar Sekunden später bat ich wieder, trinken zu dürfen; so schlüssig meine inneren Vorsätze auch waren, stets wurden sie von der weichen und erschöpfenden Wärme des Durstes hinweggefegt. Alles, was ich mir sagte, alle mir in Gedanken selbst vorgetragenen Ertüchtigungen wurden lauwarm, trocken und dürr, sie verschlimmerten meine Qual um eine zusätzliche Gedankenlähmung, um eine Art Delirium voll medizinischer Überlegungen und Argumente, auf denen sich die feine Asche meines zernagenden Durstes absetzte.

Auf dem Tisch vor mir stand die Wasserflasche, beleuchtet von einem Sonnenstrahl, der durch das vorhanglose Fenster hereingeschlüpft war. Hätte ich die Hand ein bißchen ausgestreckt, so hätte ich sie gewiß berühren können. Im Zimmer befand sich jedoch auch eine Krankenschwester, die mich keinen Augenblick lang allein ließ. Sie saß auf dem Bett und las Zeitung. Es war der Anfang eines monotonen und traurigen Nachmittags. In dem nahezu unmöblierten Zimmer herrschte jene unerträgliche und bedrückende Atmosphäre der Stunden voller Langeweile, da nichts geschieht und niemand etwas erwartet.

Plötzlich hörte ich das Flüstern im Nebenzimmer und ein wohlbekanntes Husten. Der Kranke, der dort lag, fiel mir wieder ein, und ich fragte die Schwester, wie es ihm gehe.

Sie sagte, es stände sehr schlecht um ihn, und just in diesem Augenblick sei der Priester bei ihm eingetroffen, um ihm die Beichte abzunehmen. Tatsächlich, jetzt, da ich wußte, wovon die Rede war, wurde das Flüstern vernehmlicher, und ich erkannte die Stimme des Priesters, die den Kranken immer wieder aufforderte, diesen letzten religiösen Akt zu vollziehen, während der Kranke sich stur weigerte und in den Pausen, die ihm der Husten hin und wieder gewährte, dagegen protestierte:

– Ich bitte Sie ... lassen Sie mich in Ruhe ... ich habe meine eigenen Vorstellungen ... Und da die Stimme des Priesters einen beschwörenden Tonfall annahm, wiederholte der Kranke:

– Bitte lassen Sie mich ... ich sehe nicht ein, warum ich beichten sollte ...

Auch heute noch klingen mir diese Worte im Kopf nach, in der Stille klangen sie ernst, würdevoll und selbstbewußt: »Ich sehe nicht ein, warum ich ...«.

Umsonst insistierte die Familie, der Kranke blieb bei seiner Ablehnung. Schließlich beschloß der Priester zu gehen. Auch hatte ein extrem heftiger Hustenanfall den Kranken zu peinigenden begonnen, der ihm allen Atem nahm, sein Röcheln verfinsterte sich, und der Schleimauswurf ins Taschentuch wollte nicht mehr enden.

– Er spuckt das letzte Zipfelchen seiner Lungen aus, sagte die Krankenschwester, den Kopf in die Zeitung vertieft. Und im gleichen Tonfall: Marlene Dietrich kommt nach Paris ... die würde ich gerne sehen ...

Mein Kopf dröhnte entsetzlich vor Durst, Schwäche und

vielleicht auch wegen des Fiebers, das nun wieder zu steigen begonnen hatte.

Alles, was ich hörte, alles, was nebenan geschah, versank in einer tiefen Lähmung, einer intensiven Verlegenheit; ich konnte die Bedeutung und den Wert jedes einzelnen Wortes und verstand sehr wohl, was nebenan geschah, und trotzdem blieb alles zusammenhanglos und inkonsistent, jedes einzelne Wort stand unverbunden neben dem anderen, jede Tatsache war isoliert von der darauf folgenden, wie ein Haufen loser Steine in einem Sack. Mir fehlte die vitale Verbindung der Dinge, jener Faden, der mir den Eindruck hätte verschaffen können, daß alles miteinander verknüpft ist, daß ich erlebe, was um mich herum geschieht. Es war weniger, als bei einem Geschehen »anwesend« zu sein, war, als ob einzelne Wirklichkeitsbrocken für einen Augenblick ins Zimmer gefallen und sofort verdunstet wären, war, als ob jemand an diesem Nachmittag ein Bett in einen leeren Raum gebracht hätte, einen Kranken, eine Krankenschwester, ein paar Stühle, eine Verbindungstür, einen Priester, einen Sterbenden – und nun zog eine riesige Hand an den Schnüren, und die Marionetten spielten ihr Spiel: »Beichten ... Notwendigkeit ... Marlene ... Wasser ...«

In meinem Kopf sumimte es wie in einem Bienenstock. Eine Weile lag ich in Wirrnis und Chaos versunken da, den starren Blick auf einen fixen Punkt an der Zimmerdecke gerichtet. Im Nebenzimmer war es wieder still, und der Kranke hatte nun wieder einen Moment der Ruhe, doch dem beunruhigten Flüstern der gesunden Personen zufolge, die sich bei ihm befanden, und anhand weiterer Zeichen, beispielsweise dem eiligen Weggehen einer Person aus dem Zimmer, die eine Krankenschwester holen ging, schloß ich, daß sich die Lage extrem zugespitzt hatte. Im gleichen Augenblick

jedoch spürte auch ich, daß unter den Tüchern, die mich bedeckten, etwas Ungewöhnliches geschah. An einer bestimmten Stelle, die ich vage als jene identifizierte, an der ich operiert worden war, hatten die Schmerzen vollständig nachgelassen, und nun spürte ich, wie mich eine warme Feuchtigkeit durchströmte und mir ein kleines lauwarmes Rinnsal zum Bein hin floß.

Ich teilte dies der Schwester mit, und sie schlug die Tücher zurück und prüfte aufmerksam meinen Verband.

– Ich hole die Oberschwester, sagte sie nach längerem Schweigen.

– Was ist los? fragte ich beunruhigt.

Und da sie nicht antwortete, insistierte ich.

– Ich glaube, es ist eine kleine Blutung, sagte sie mit einem leichten Zögern in der Stimme.

– Das Blut dringt durch den Verband, vielleicht sollte ich Sie auf eine Gummimatte legen, damit das Bettzeug nicht befleckt wird. Bleiben Sie bitte ruhig liegen, ich bin gleich wieder zurück ...

Sie eilte hinaus und ließ mich aufgedeckt allein im Zimmer zurück.

Nun achtete ich wieder aufmerksam auf das, was im Nebenzimmer geschah, wo ich die Stimme der Oberschwester vernahm, was bedeutete, daß die Schwester sie jetzt in der Klinik nicht antreffen konnte, und ich noch lange in dieser unbequemen Lage würde ausharren müssen.

Plötzlich sah ich die Wasserflasche auf dem Tisch. Ich war allein. Ich wußte sehr wohl, daß sich mein Zustand verschlechtern würde, wenn ich tränke, daß ich erbrechen und allerhand weitere Unannehmlichkeiten bekommen könnte. Aber der Durst plagte mich sehr ... Ich streckte die Hand so weit aus, wie ich konnte, machte eine kleine Bewegung,

die mir ein Schmerzensstöhnen entriß, denn ich hatte den Verband verschoben, und mit einer all mein Leiden mißachtenden Anstrengung kriegte ich schließlich die Flasche zu fassen.

Genau in dem Augenblick begann der Kranke nebenan wieder zu husten. Es war, als hätte er bis jetzt schweigend darauf gewartet, daß ich die Wasserflasche berühre, um seinem unterdrückten Anfall freien Lauf zu lassen.

Mit einer gierigen Handbewegung packte ich den Flaschenhals, zog die Flasche zu mir herüber und erhob sie zum Mund.

Ich glaube, mitunter verdichtet sich das Leben in bestimmten geringfügigen Tatsachen und wird dann zehnmal, tausendmal schwerer und intensiver als gewöhnlich, wie jene Kerne aus stellarem Material, die durch astronomische Räume gleiten und über die man uns sagt, ihre Materie sei Tausende Male dichter als die unseres Planeten. Auch glaube ich, daß solch eine Verdichtung des Lebens, die ich seitdem nur noch zwei- oder dreimal erlebt habe, sich in dem Augenblick ereignete, als ich das Wasser zum Mund führte. Es gibt elementar einfache Dinge, die man nicht in Worte fassen kann; dazu gehört ganz gewiß auch das Gefühl, das mich erfaßte, als ich den ersten Schluck Wasser trank. Zu gerne möchte ich eine möglichst genaue Bezeichnung für dieses Gefühl finden, aber es steht mir nur diese eine zur Verfügung: wahnsinnig. Genau so: es war ein wahnsinnig machendes Gefühl, ein Gefühl, das einem das Hirn erschüttern konnte, und das mich in einem lachen und weinen ließ, das mich Grimassen schneiden und in Zungen reden ließ wie die Irren. Ich hatte eher den Wunsch, das Wasser zu küssen, denn zu trinken. Auch erinnere ich mich noch genau, wie ich versuchte, das Wasser zu »küssen«, indem ich die Lippen